

Das Hotzenhaus – die Wiederentdeckung des Klausenhofes in Herrischried

von
HERMFRIED RICHTER, Wehr

Zusammenfassung: Der Hotzenwald hat eine besondere Form des Schwarzwaldhauses hervorgebracht: das „Hotzenhaus“. In den 70er Jahren entdeckte man ein schon längere Zeit nicht mehr bewohntes Bauernhaus dieses Typs in desolatem Bauzustand in Großherrischwand. Trotz vieler Hindernisse gelang es schließlich, dieses Hotzenhaus nach sorgfältigem Abbau an einem anderen Standort im alten Stil wieder aufzubauen und der Nachwelt zu erhalten. Heute ist der Klausenhof als historisch eingerichtetes Heimatmuseum zu besichtigen.



Abb. 1: Der Klausenhof in Großherrischwand, Zustand vor dem Abbau.

(Zeichnung: Verf., 21.4.1979)

1 Einleitung

Während der Aufstellung des Flächennutzungsplanes und den damit verbundenen Ortsbegehungen in der zweiten Hälfte der 70er Jahre entdeckte ich im Ortsteil Großherrischwand im Quellenweg ein ziemlich heruntergekommenes altes strohgedecktes Bauernhaus, „das schon seit den 30er Jahren nicht mehr bewohnt war (Abb. 1). Da das Gebäude über Jahrzehnte ungesichert war, blieb es nicht aus, dass viele aufschlussreiche wichtige Bauteile inzwischen fehlten, wie z.B. die Treppe vom Erdgeschoss ins Dachgeschoss und das Funkenfanggewölbe über der Rauchküche. Das aus Holzflechtwerk und Lehmverputz bestehende Gewölbe über dem Herd war nach Bernau verkauft (Resenhof?) worden, fiel aber bei der Demontage total auseinander. Dazu kamen die unübersehbaren baulichen Schäden: Das Strohdach war



Abb. 2: Der alte Klausenhof mit gut sichtbarer abgerissener Ostgiebelwand.

(Foto: Verf., 1979)

jahrzehntelang ohne Wartung sich selbst überlassen worden und total verfallend, teilweise gab es richtige Löcher im Dach. Der dadurch ungeschützte Dachstuhl, das Gebälk und andere Holzteile waren durch Regen und Schnee dem beschleunigten Verfall preisgegeben und drohten einzubrechen. Die im Laufe der Jahre eingefügten Wellblechteile verrotteten und waren nur noch ungenügend schützend wirksam. Der schlimmste Schaden konstruktiver Art zeigte sich an der talseitigen Giebelwand. Diese war von den längsseitigen Wänden abgerissen (Abb. 2). Die Risse waren durchgehend, so dass keine Verbindung mehr bestand. Teilweise begann sich das Mauerwerk schon in seinem Verband aufzulösen. Der Grund für diese Misere war der nachgebende Untergrund. Offensichtlich hatte man es versäumt, auf gewachsenen Boden zu gründen. Je mehr sich das Mauerwerk nach außen neigte, desto schneller verlief der Ver-

fall aufgrund des veränderten Kantendrucks. Der Einsturz des Gebäudes war nur noch eine Frage der Zeit. Bei der Analyse des Schadens stellte sich eine weitere Ursache heraus: Es gab keine Eckverzahnung. Man hatte Längs- und Querwand nicht miteinander verzahnt, sondern die beiden Wände einfach glatt und stumpf gegeneinander vermauert, eine schon fast unverzeihliche Bausünde, deren Kenntnis heute zum Grundwissen eines Maurergesellen gehört. Nach meiner Meinung gibt es zwei Erklärungen dafür: Entweder die Leute vom Wald kannten diese Technik nicht oder sie wandten diese Technik nicht an in Ermangelung des geeigneten Baumaterials, nämlich steinmetzmäßig bearbeiteter Hausteine oder plattenhafter Steine, die es erlauben, längliche Steine mit wenigen Hammerschlägen herzustellen. Tatsache ist, dass das Gebäude auf verlehmtem Geröllschutt eines ehemaligen Gletschers stand, der fast nur abgerolltes Material bietet.

2 Zum Alter des Gebäudes

Dr. Wörner vom Landesdenkmalamt ordnete das Gebäude dem 18. Jahrhundert zu, wobei der Kern des Gebäudes möglicherweise schon auf das 16. Jahrhundert zurückreicht. Als Hinweis hierfür kann die sogenannte Schrägnagelung angesehen werden, eine sehr altertümliche Verbindungsweise von Holzteilen. Diese Art der Verbindung ist zwar von erheblich reduziertem Arbeitsaufwand, aber mit dem Nachteil sehr geschwächter Querschnitte behaftet. Sie wird praktisch nicht mehr als „zimmermannsmäßig“ anerkannt und demzufolge nicht mehr angewandt.

Es gibt jedoch noch einen anderen Hinweis auf das Alter. Beim Abbau des Gebäudes war ab und zu ein Amateurfilmer vom Landratsamt Waldshut zugegen.

Der Zufall wollte es, dass dieser u.a. eine Szene filmte, in der ein Balken mit der Jahreszahl 1424 sichtbar wurde. Beim Vorführen des Filmmaterials wurde diese Jahreszahl eindeutig festgestellt. Leider blieb dieser Originalbalken unauffindbar, er ist nie wieder aufgetaucht. Möglicherweise hat ein „Trophäensammler“ sich des Balkens bemächtigt, und das Corpus delicti ist irgendwo in einer Kellerbar eingebaut worden. Dennoch kann diese Jahreszahl nicht eindeutig als Beweis für das Alter des Klausenhofes dienen, denn es ist auch möglich, dass der Balken mit der Jahreszahl aus einem alten Haus stammte, das seinerseits abgebrochen wurde oder abbrannte, und dann als sogenannte Spolie (Beute) in einem jüngeren Haus wieder eingebaut wurde. Diese Vermutung ist gar nicht so abwegig für jemanden, der mit alten Häusern schon zu tun hatte. Die Menschen von damals waren sehr sparsam, und weggeworfen wurde eigentlich nichts. Es gab zwar noch nicht das Modewort Recycling, aber praktiziert wurde das schon früher.

3 Hindernisse und Lösungen

3.1 Eine böse Überraschung

Wer nun glaubt, nach der Entdeckung des Gebäudes sei sein Weiterbestehen gesichert gewesen, der täuscht sich. Jetzt ging es erst richtig los mit den Hürden. Gleich zu Beginn der Aktionen fiel dem Besitzer Sibold natürlich meine Anwesenheit auf. Als ich mich wieder einmal auf dem Areal herumtrieb, hetzte er seinen Hund auf mich, obwohl mir von der Gemeindeverwaltung zugesichert worden war, dass ich das Anwesen jederzeit besichtigen könne. Nun erfuhr ich, dass das Haus gerade an das Vogtsbauernhof-Museum in Gutach verkauft worden war zum Preis von DM 10 000. Nach dem Abbau des Gebäudes wollte Sibold den freigewordenen Platz als Bauplatz verkaufen. Nach und nach kam auch heraus, dass man in Herrischried sehr wohl wusste, wie der eigentliche Stand der Dinge war, und meine Rolle wurde die Rolle des „nützlichen Idioten“. So kam es zur grotesken Situation, dass einerseits meine Mitarbeiter und ich, andererseits aber auch Architekt Hans Schneider mit seiner Truppe aus Gutach den Klausenhof vermaßen. Wir „Bauleute“ vertrugen uns sehr rasch und einigten uns pragmatisch. Wir bekamen von den Gutachern die Schnittzeichnungen und sie von uns die Ansichtspläne! Inzwischen versuchte ich eine Front gegen das Verschwinden des Klausenhofes zu organisieren. Über Dr. Schütz, einen früheren Bauherrn von mir und Klausenhof-Fan, lief die Verbindung zu dem Leiter des Baurechtsamtes und stellvertretenden Landrats Klaus Eckert in Waldshut. Er war in diesem Stadium der entscheidende Mann. Er konnte kraft Amtes den Abbruch verbieten und die Verhandlungen mit dem Ortenaukreis führen auf Rückgängigmachung des Verkaufs, keine leichte Aufgabe. Doch er schaffte es schließlich. Wichtig war auch die Zusammenarbeit mit Dr. Wörner vom Landesdenkmalamt in Freiburg, der dafür sorgte, dass die Zuschüsse bewilligt wurden. Nicht zu vergessen ist auch Paul Ebner vom Landratsamt Waldshut als „Adjutant“ von Klaus Eckert. Nach anfänglicher Skepsis erkannte auch Bürgermeister Schmidgall den Wert des Klausenhofes für den Kurort Herrischried und stellte sich voll hinter die Sache. Die Bevölkerung blieb lange reserviert. So findet sich in der Spenderliste lange Zeit kein Einheimischer. Zu unserem Leidwesen wurde z.B. eine handbemalte Chunschütze aus einem Haus gegenüber dem Klausenhof nach auswärts verhöckert, obwohl wir den gewünschten Preis bezahlen wollten. „Da würd doch nüt“, meinte der normale Herrischrieder. Heute aber sind sie stolz auf ihren Klausenhof, aber leider war es lange Zeit nicht so.

3.2 Der neue Standort

Da der Verzicht auf den ursprünglichen Standort des Klausenhofes eine der Bedingungen war, um überhaupt in den Besitz des alten Gebäudes zu kommen, weil der Eigentümer das Grundstück als Bauplatz verkaufen wollte, war es erforderlich, ein neues Gelände ausfindig zu machen. Glücklicherweise war ein Platz im Zentrum von Großherrschwand, gegenüber der nicht mehr gebrauchten Schule verfügbar. Dadurch ergab sich eine nahe Verbindung zum alten Standort, und langfristig waren auch Erweiterungen um Säge und Schmiede möglich. In einem Raum des alten Schulgebäudes ergab sich eine weitere Attraktion durch die Ansiedlung eines Glasbläfers. Vor dem Klausenhof entstand auch ein verkehrsfreier Platz, groß genug, um den Zuschauern bei den Klausenhof-Spielen Raum zu bieten.

4 Der Wiederaufbau 1979–1980

Es war nicht einfach, Handwerker zu finden, die sowohl handwerkliches Können als auch Fingerspitzengefühl besaßen, um den Wiederaufbau nicht zu einer Art Disneyland verkommen zu lassen. Leider fand sich keine reguläre Baufirma, die bereit war, die versandten Angebotsunterlagen auszufüllen, also musste man improvisieren. Vom Arbeitsamt bekamen wir mehrere Arbeitslose angeboten, aber diese waren keine Fachkräfte. Lediglich die Gemeinde stellte ihren Vorarbeiter, Herrn Ilg, zur Verfügung. Für das Bruchsteinmauerwerk und den Verputz fand sich der alte Maurermeister Stoll, der sich bereits im Ruhestand befand. In die Zimmererarbeiten teilten sich zwei einheimische Zimmereibetriebe. Alle arbeiteten nur im Stundenlohn. Diese Situation verlangte praktisch eine Rundum-Betreuung durch unser beauftragtes Architekturbüro. Aus dem Bautagebuch geht hervor, dass während der heißen Bauphase mein Bauleiter Ohlsen und ich täglich mehrere Stunden vor Ort waren.

Die Arbeiten für die Einrichtung des Museums führten weitgehend Bürgermeister Schmidgall, der stellvertretende Bürgermeister Zeno Schneider und ich als Architekt durch. Das Altgebäude (Abb. 3) wurde 1979 im Frühjahr abgetragen und bis zum Herbst 1979 am neuen Standort Stein für Stein wieder aufgebaut.

4.1 Das Strohdach (Rethdach)

Natürlich war es die feste Absicht, den Klausenhof wieder mit einem Strohdach zu versehen. Leider mussten wir aber feststellen, dass es in unserer Gegend keine Dachdecker mehr gibt, die in der Lage sind, eine solche Arbeit auszuführen und auch noch körperlich durchzustehen. Selbst am Vogtsbauernhof-Museum wurden Fachleute aus Norddeutschland herangezogen. Von dort erhielten wir auch die Adresse einer Dachdeckerfirma aus Osterholz-Scharmbeck im Teufelsmoor. Hatten wir anfangs noch die Hoffnung gehabt, das Stroh aus der Region zu beziehen, so mussten wir auch diese Hoffnung begraben. Das Landwirtschaftsamt Waldshut hatte uns zwar in Aussicht gestellt, einen Acker zur Verfügung zu stellen, der angesät hätte werden können, die Erntearbeiten hätten natürlich von Hand ausgeführt werden müssen. Bei den Zusammenkünften des inzwischen gegründeten Förderkreises Klausenhof kramte jeder seine noch vorhandenen Kenntnisse und Fähigkeiten hervor. Wir sahen uns schon als Schnitter, Garbenbinder und Drescher, denn mit dem Mähdrescher könnte man kein Dachstroh herstellen. Nun aber kamen Umstände hinzu, die unser Unterfangen platzen ließen. Da war einmal die Erkenntnis, dass die heutigen hochgezüchteten Getreidesorten kein dauerhaftes Stroh liefern und dass

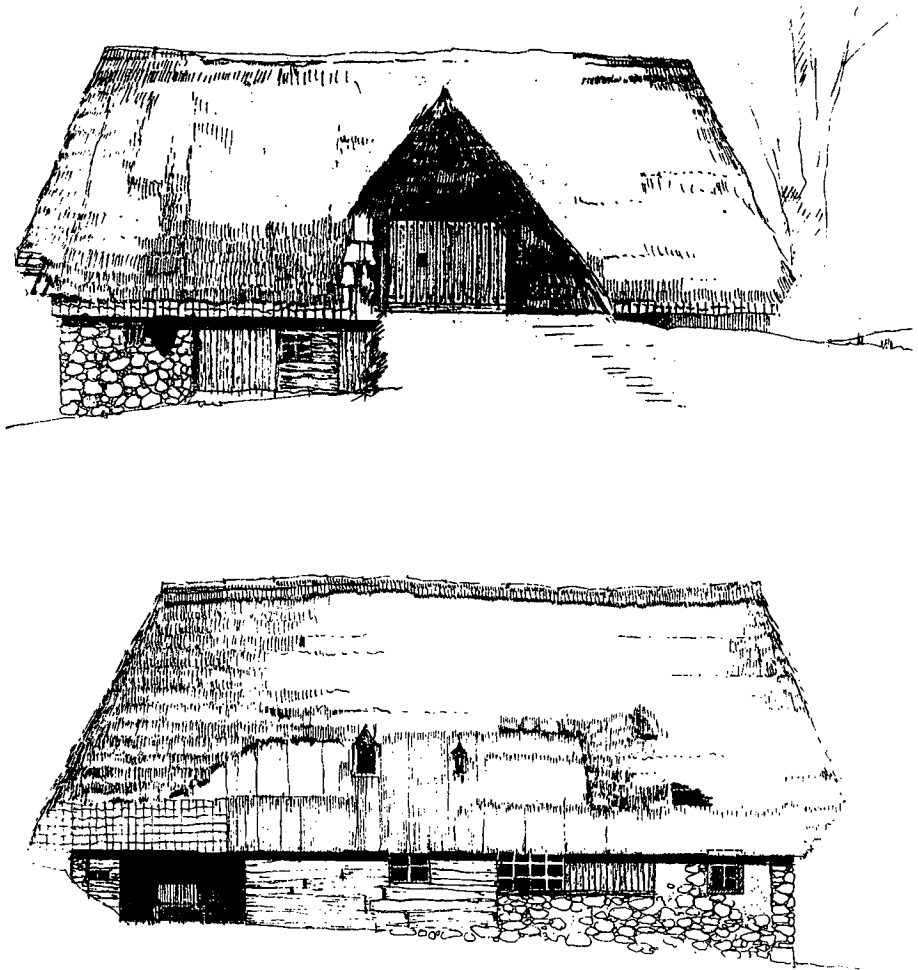


Abb. 3: Der alte Klausenhof vor dem Abbau; oben: Nordansicht; unten: Südansicht. Im Erdgeschoss sind die Wände des Wohnteils teilweise in Stein ausgeführt. (Zeichnungen: Verf., 1979)

der Ackerboden durch seine Kunstdüngerbelastung eine aufgeblähte Zellstruktur der Halme erzeugt, die dadurch sich wenig eignen, weil sie sehr vergänglich sind. Experten gaben solchen Dächern eine Lebensdauer von nur fünf Jahren. Und so rückten im Oktober 1979 die Leute aus Norddeutschland an, um noch vor Wintereinbruch das Gebäude dichtzumachen.

Inzwischen war man aus Liefer- und Haltbarkeitsgründen mit Einverständnis des Denkmalamtes davon abgekommen, unbedingt ein Strohdach zu wollen. Es wurde ein Schilf ausgesucht, das von so feinem Querschnitt ist, dass es einem echten Strohdach sehr ähnlich ist. Lediglich auf der Innenseite des Daches wurde nor-

males ausgedroschenes Stroh verwandt, so dass der Besucher die Illusion hat, ein echtes Strohdach vor sich zu haben, wenn er die leeren Ähren zwischen den Dachlatten hervorhängen sieht.

Sehr häufig mussten wir die Erfahrung machen, dass es entweder das Baumaterial oder die Handwerker nicht mehr gibt. Für die Herstellung des zerstörten Funkenfanggewölbes suchte ich nach langen Haselschossen für das Flechtwerk. In neuerer Zeit hatte sich aber die Bewirtschaftung der Hecken geändert, sie waren entweder bei den Flurbereinigungen beseitigt worden, oder sie wurden nicht mehr beschnitten und ausgelichtet, um Reiswellen für Herd und Ofen herzustellen. Die Hecken verwilderten und die Äste wurden zu dick, um noch biegsames Flechtmaterial zu liefern. Auch das Sichtmauerwerk aus Feldsteinen wurde nicht mehr im alten Stil hergestellt. Die Maurer verstanden kaum noch, mit dem runden Material Trockenmauerwerk herzustellen. Sie waren inzwischen gewohnt, alles in kleinere Stücke zu klopfen und diese dann mit jeder Menge Mörtel zu verkleistern.

4.2 Die Rauchhuchi (Rauchküche)

Der Klausenhof besaß noch keinen Schornstein. Der Rauch zog über der Feuerstelle (Herd) in der Küche frei ab in den Dachraum, wo er sich verteilte und schließlich durch das Strohdach ins Freie entwich. Bevor der Rauch von der Feuerstelle in den Dachraum gelangte, wurde er von dem Gewölbe über dem Herd aufgefangen und zunächst über einen durchgehenden Schlitz im Gebälk in die Rauchhurd geleitet. Das ist heute nicht mehr vorstellbar, aber in früheren Zeiten schien dies unverzichtbare Vorteile zu bieten, sofern es gelang, den Rauch von noch glühenden Teilen zu reinigen. Diese Funktion übernahm das Gewölbe aus Rutengeflecht und Lehm über der Feuerstelle. Durch den Lehmverputz war das Gewölbe feuersicher, die Schwärzung der Holzteile durch den Rauchruß machte auch diese feuersicher. Die permanente Räucherung des Dachstuhls mit seinen Räumen war Holzimprägnierung und Schädlingschutz in einem. Zusätzlich hatte der abgekühlte Rauch die Aufgabe, Lebensmittel zu trocknen und zu räuchern. Speck und Würste hingen in der Rauchhurd und wurden so zum berühmten Schwarzwälder Speck. Auch auf der Fürbühni und in der Fruchtkammer lagerten Lebensmittel. Ab und zu wurde vor allem die Fruchtkammer als Schlafstelle für die zahlreichen Kinder genutzt. Beim Klausenhof spricht einiges dafür. Der Ostgiebel scheint später für diesen Zweck umgebaut worden zu sein. Anhand von „Störungen“ im Aufbau des Dachstuhls wurde nachvollziehbar, dass der ursprünglich wie an der Westseite vorhandene Vollwalm beseitigt wurde, um in dem nun möglichen Krüppelwalm zwei kleine Fenster einbauen zu können. Die Belichtung und Belüftung der Räume an der Ostseite war dadurch möglich, zudem ist die Ostseite nicht die Wetterseite. Außerdem waren Gauben wenig beliebt, weil sie die geschlossenen Dachflächen unterbrachen. Entsprechend war beim Klausenhof der Zustand der alten Gauben auch sehr schlecht. Es ist durchaus möglich, dass die Gauben erst später eingefügt wurden, die unorganischen Stehgauben weisen darauf hin. Bei der Armut der Bewohner des Hotzenwalds dürfte schon der finanzielle Aufwand für die Verblechung außerhalb der finanziellen Möglichkeiten gelegen haben. Erst als Blech im 19. Jahrhundert zur erschwinglichen Massenware wurde, dürfte diese Konstruktion angewandt worden sein.

Im Klausenhof war die Verbindung von Erd- und Dachgeschoss nicht mehr vorhanden, die Treppe war entfernt worden. Bei vielen Hotzenhäusern geht die Treppe auf die Rauchhurd. In unserem Fall konnte der Standort der Treppe vom Haus-

gang ins Dachgeschoss ermittelt werden, weil der Balken neben dem Treppenloch am Austritt jahrhundertlang als Handlauf benutzt wurde und somit eine Art Politur aufwies. Diese Tatsache belegte genau, wo die Treppe anzuordnen war, nämlich im Hausgang.

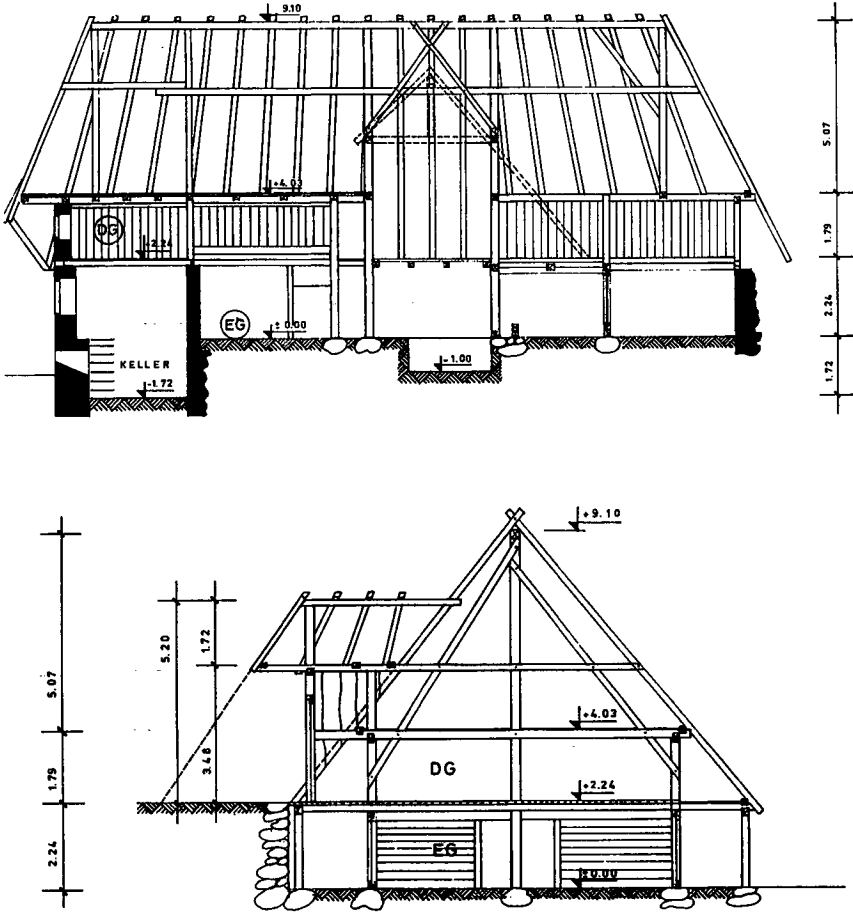


Abb. 4: Das Holzgerüst des Klausenhofes; oben: Längsschnitt (Schnitt A-A in Abb. 9 und 10); unten: Querschnitt (Schnitt B-B in Abb. 9 und 10). (Zeichnungen: Verf.)

4.3 Das Hausgerüst

Der Klausenhof ist ein typisches Hotzenhaus. Im Vergleich mit anderen Häusern in diesem Gebiet erkennt man eine gewisse Standardisierung bzw. Gleichförmigkeit der meisten Holzgerüste (Abb. 4). Individuelle Bauten sind selten. Das Hotzenhaus besteht aus einem Traggerüst von 3–4 Holzbindern. Jeder Binder besteht aus zwei Wandsäulen (Hochstud) und der mittleren Hochsäule (Firststud) (Abb. 5). Hoch-



Abb. 5: Wiederaufrichtung der Hoch- und Firststuden.
(Foto: Verf., 1979)

stud und Firststud werden durch Querriegel in Geschoss- und Stockhöhe in ihrer Lage gehalten, das Ganze ist auf einen Schwellenkranz gestellt. Die Rafen oder Dachpfetten erhalten zwischen Firstbaum und Schildwänden keine Unterstützung (Abb. 6). Die Dachneigung beträgt ca. 50 Grad. Die Rafen sind paarweise angeordnet und oben am First mit Vorköpfen scharnierartig zusammengesichert (Abb. 7). Die Rafen „hängen“ also sehr beweglich über den Firstbalken. Sie werden sowohl an der Nord- als auch an der Südseite so tief wie von der Funktion her erforderlich herabgezogen, an der Westseite mit dem Vollwalm sogar bis knapp über den Boden. Die Rafen liegen jeweils an den Längswänden auf den Schildwänden (entweder in Bruchstein oder Holz) auf sogenannten Rafenschwellen auf. An den Schmalseiten bestehen die Auflagerwände jeweils aus Bruchstein, an der Westseite jedoch mit zusätzlicher aufgeständerter Holzwand (bis ca. 2 m hoch). Die Rafen lie-



Abb. 6: Neuaufrichtung des Dachgeschosses.

(Foto: Verf., 1979)

gen nicht mit gleichmäßigen Abständen auf dem Dach, sondern sie sind, da der First kürzer ist als die Traufseiten, einfach aufgeteilt, oben sind die Abstände kleiner (ca. 1 m), unten sind sie breiter (ca. 1,20 m) (Abb. 8; Tafel 11/1). Nach Meinung von Experten beherrschten die einheimischen Zimmerleute damals die Technik der Schifung noch nicht. Dieser Umstand wird auch bei der Konstruktion des Einfahrtshäuschens sichtbar. Die Unkenntnis selbst einfacher statischer Probleme, die auch bei Bürgerhäusern in Städten festgestellt werden, wird sichtbar beim Verlegen der Deckenbalken. Man verlegte die Tragbalken nicht mit dem statisch günstigen „stehenden Profil“, sondern mit „liegendem Profil“, also flach. Die Längsaussteifung ist sorgfältig ausgebildet mit Firstbalken, Firstbaum und dem ca. 1,80 m darunter liegenden Firstband oder Katzenband sowie diagonalen Bügen. Die Queraussteifung erfolgt durch lange diagonal verlaufende Vierkanthölzer, die an Firststuden, Mittel(Hoch)studen und Querbalken angeblattet sind. Dadurch entsteht eine Reihe von unterschiedlichen Dreiecken, die den Verband äußerst wirksam verstärken. Bei den Verbindungen stoßen wir immer wieder auf die Schrägnagelung, einem fast archaischen Konstruktionselement, das längst aus der Übung ist. (SCHILLI 1964)



Abb. 7: Ausschnitt der Firstkonstruktion (Rafen).
(Foto: Verf., 1979)



Abb. 8: Aufgerichteter Dachstuhl mit 'Ifahrhüsl' an der Nordseite.

(Foto: Verf., 1979)

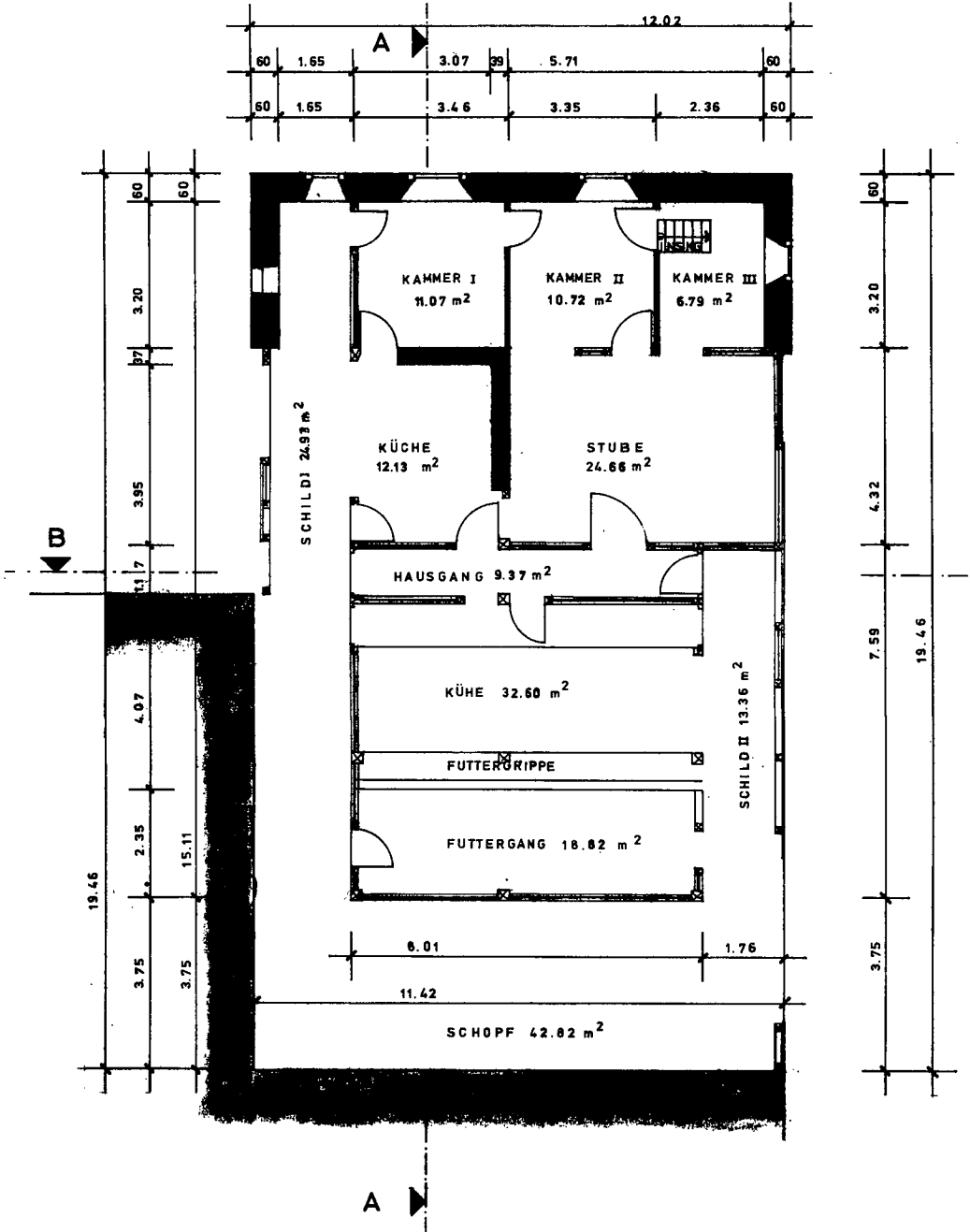


Abb. 9: Raumaufteilung im Erdgeschoss für Mensch und Vieh.

(Zeichnung: Verf.)

4.4 Die Raumeinteilung

Das Hotzenhaus ist ein schmuckloses, völlig auf den Zweck ausgerichtetes Gebäude. Alles an ihm ist auf das Überleben in diesem rauen Klima ausgerichtet. So ist auch der sogenannte Schild oder die Laube zu erklären. Der Schild ist eine an Süd- und Nordseite vor dem eigentlichen Kern vorgelagerte Pufferzone, die die Unbilden der Natur fernhält (Abb. 9). Der Wetterschirm tat jahrhundertlang vorzüglich seine Dienste. Teile des Schildes, wie z.B. vor der Stube, wurden im Laufe der Zeit verglast, vor dem Stall blieb es bei Holzrahmen mit Nut und Bohlenfüllung. Es ist fast anzunehmen, dass in der Anfangszeit auch vor der Stube eine Bohlenfüllung war. Diese Füllungen konnten im Frühling oder Frühsommer je nach Witterung bei Bedarf herausgenommen werden. Das Hotzenhaus hat nichts mit schwarzwaldseliger Bauernromantik zu tun, sondern nur mit dem totalen Überlebenskampf – lichtlos und kalt. Alles scharte sich um die Feuerstelle. Auch der hochgelobte Kachelofen (die Chunsch) dürfte schon ein Produkt besserer Zeiten sein. Das Hotzenhaus war ein Eindachhof, in dem sich Mensch und Vieh befanden. Allerdings, was sicher ein Fortschritt war, es waren wohl von frühen Zeiten an Mensch und Tier unter einem Dach, aber sie waren räumlich voneinander getrennt. So befanden sich links gegen den Berg im Schild der Viehstall mit Brunnen sowie der Holzschopf, im Ostteil Rauchküche, Stube und Schlafkammern, im Dachgeschoss Rauchhurd, Fürbühni, Heustock mit „Ifahrt“ und Heuwagen etc., sowie im Ostteil die Fruchtkammern, die auch als Schlafräume dienten (Abb. 10). Es gab auch Häuser, in denen mehr als zwei Familien wohnten. In diesen Fällen wurden auf dem Stubenboden Hufnägel als Trennungslinie eingeschlagen. Das ist heute nicht mehr vorstellbar. (SCHILLI 1964)

4.5 Die Wandkonstruktion

Auch im Klausenhof besteht noch in Teilen die damals übliche Ständer-Flecklings- bzw. Ständer-Federschwellenwand. Seit dem 18. Jahrhundert wurden das Erdgeschoss des Wohnteiles und die Wände des Schildes und der Gänge auf den Nord- und Westseiten oft, zumindest in Teilen, in Stein ausgeführt, wie es das Kloster St. Blasien in dieser Zeit vorschrieb. Doch mögen hierzu die Holzknappheit dieser Zeit sowie das Vorkommen einfach abzubauender Sandsteinkuppen in der Nähe der Siedlungen, die einen leicht zu bearbeitenden Mauerstein lieferten, mehr beigetragen haben als in anderen Herrschaftsbereichen des Klosters, denn dort scheint man sich wenig um diese Anordnung gekümmert zu haben.

Die im 18. Jahrhundert erstellten Hotzenhäuser besitzen also auf den West-, Nord-, Ost- und teilweise auf den Südseiten steinerne Umfassungswände, die übrigen Hausteile sind aus Holz gefertigt (s. Abb. 3). Auch die wenigen Bauten aus dem 17. Jahrhundert zeigen heute diesen Zustand. Die Stallwände dieser Häuser sind Ständer-Federschwellenwände, die darüber befindlichen Wände der Heubühnen sind Ständer-Flecklingswände. Die Gangwand auf der Südseite vor den Stallungen besteht aus einem Holzrahmen, in dessen untere Hälfte Bretter in die Nuten der Rahmen geschoben sind, während die obere Hälfte wechselnd aus Fenster- und Klapppläden besteht. Die Innenwände des unteren Hausganges bestehen aus Ständer-Federschwellen, die des oberen Hausganges, der Fürbühnikammer und der oberen Küchenumwandung aus senkrecht gestellten starken Bohlen und Ständern, in deren Nuten aufrecht stehende Dielen geschoben worden sind. Der Klausenhof weist auch die unerlässliche gemauerte Feuerwand in der Küche auf, die üblicherweise im Winkel um die Feuerstelle aufgeführt wurde. (SCHILLI 1964)

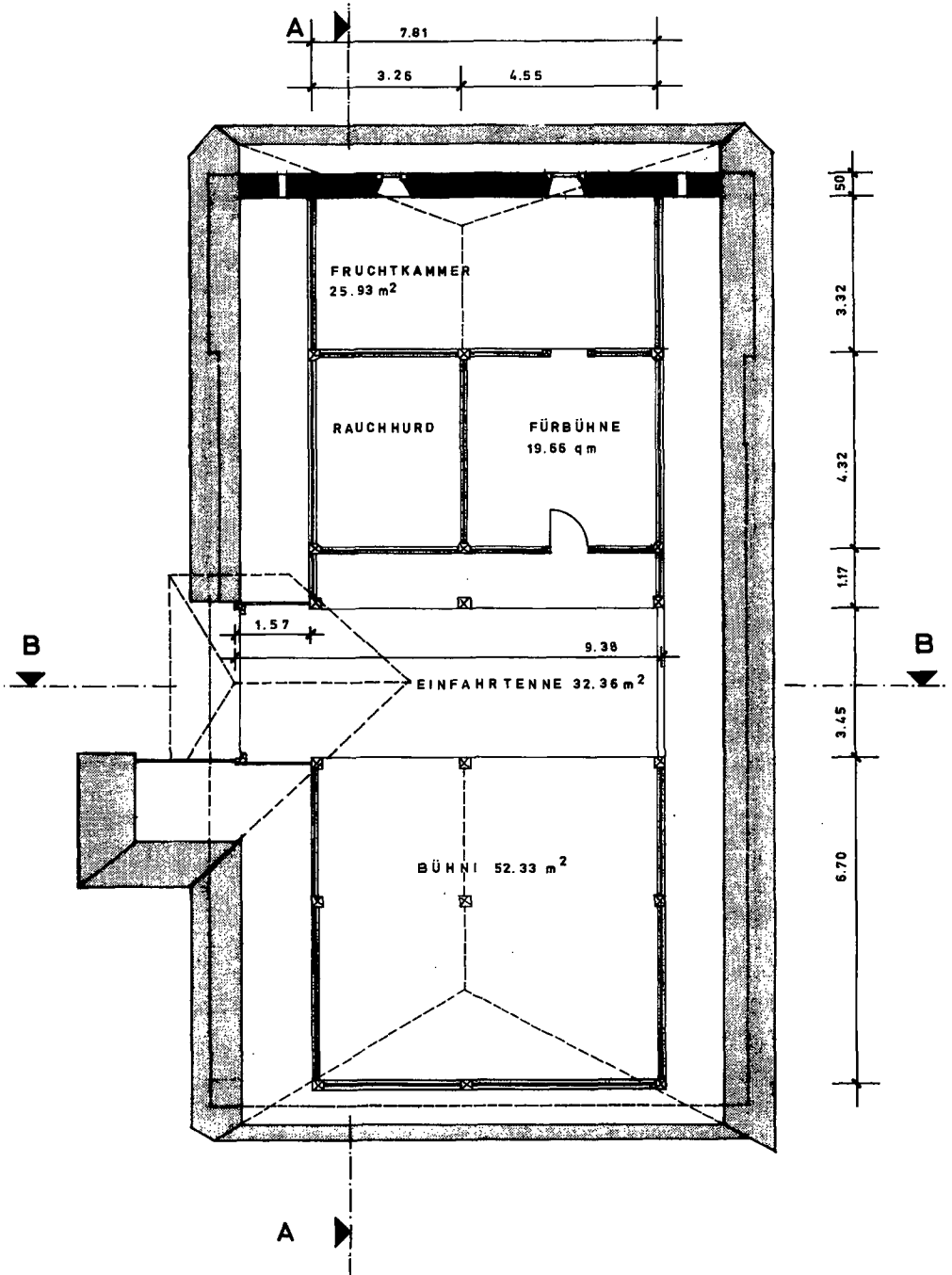


Abb. 10: Raumaufteilung im Dachgeschoss.

(Zeichnung: Verf.)

4.6 Das Dach

Ursprünglich waren die Dächer der Hotzenhäuser mit Stroh gedeckt, was beim Wiederaufbau des Klausenhofes aus den beschriebenen Gründen jedoch nicht mehr möglich war (s. Kap. 4.1). Während bei den Schindeldächern die Schindeln wie die Dachziegel den Dachlatten entlang in waagrechten Reihen befestigt werden, wird die Strohdecke in zweieinhalb bis vier Meter breiten, von der Traufe zum First verlaufenden Bahnen, den „Zügen“, aufgebracht (Tafel 11/2). Hierzu steht der Decker mit einem Bein auf einem zweieinhalb bis viereinhalb Meter langen Rundholz, dem „Wisbaum“, mit dem andern kniet er auf der Latte. Das Knie wird hierbei durch das „Knieleder“ geschützt. Die Länge des „Wisbaumes“ ergibt die Breite des „Zuges“. Er wird mit Hilfe zweier Leitern durch die beiden „Deckerhaken“ und zwei Seile, die durch Ösen der Deckerhaken laufen, beweglich am First befestigt. Der Decker kann sich so mit dem Fortschreiten seiner Arbeit selbst nach oben ziehen.

Die mit der Sichel geschnittenen und dem Flegel gedroschenen Roggenstrohbüschel, „Schauben“, werden nebeneinander, die Halme nach oben, auf die Latten gelegt (Tafel 11/2) und mit einem geriffelten oder einem mit Drahtstiften beschlagenen Brett, dem „Datscher“ unter gleichzeitigem Andrücken mit dem „Deckerbengel“ so lange nach oben geschlagen, bis eine etwa dreißig Zentimeter dicke, gleichmäßige Strohlage entstanden ist. Dann werden die Schauben mit 2-3 Meter langen, etwa 1,5 Zentimeter dicken Gerten, den „Holzwieden“, oder mit im Backofen gedämpften Erlenzweigen an die Latten festgebunden. Beim Klausenhof wurden die Wieden durch verzinkten Draht ersetzt. Das Durchstecken der Bänder bzw. Wieden geschieht mit einem „Pfriem“, einem krummen, der Schusterahle ähnelnden Eisendorn. Die meisten Schwierigkeiten bereitet der First. Auf ihm werden oben die Schauben zunächst abwechselnd nach rechts und links umgebogen. Dann werden „Firstbänder“ in Form von Holzlatten darüber gelegt. An den Firstenden, an denen die Dachflächen mit den Walmen zusammenstoßen, wird eine Strohschaube kegelförmig verteilt. Außerhalb des Hotzenwalds werden die letzten Schauben vielfach senkrecht stehend zusammengebunden.

Heute sind diese überaus praktischen Strohdächer, die im Winter das Haus vor Auskühlung bewahren und im Sommer angenehm kühl halten, sich dicht den Dachflächen anschmiegen und jedem Sturm federnd begegnen, verschwunden. An ihre Stelle sind Falzziegeldächer getreten, nicht ohne Schuld der Feuerversicherung, die mit ihrer Prämiegestaltung mitgeholfen hat, die zweckmäßigen Strohdächer zu verdrängen. (SCHILLI 1964)

4.7 Fußböden und Decken

Sie bestehen aus starken Dielen, die in die Nuten der waagrecht liegenden Rahmenhölzer eingeschoben sind. Die Deckendielen der Wohnstube werden zur Verkürzung der freitragenden Länge von Unterzügen unterstützt. Den Küchenboden bildet die gewachsene Erde. Die Stallböden sind mit Vierkanthölzern belegt, darunter befindet sich die Jauchegrube, der Abort befindet sich in einem Holzverschlag im Viehstall. In der Futtertenne betreten wir wieder den Erdboden. (SCHILLI 1964)

4.8 Fenster und Türen

Die Fenster der Kammern des Wohnteiles sind hinter Holzrahmengewänden aufgebracht; sie sind sechsteilig. Die Fenster des „Schildes“ vor der Wohnstube sind in

kleinere Felder aufgeteilt. Die Haustüren sind verdoppelt. Auf einer Brettertür sind außen schräg laufende, gestäbte Bretter aufgenagelt, die ein Rautenmuster ergeben. Die Tür vor dem Futtergang in der äußeren Gangwand ist geteilt. Die übrigen Türen sind einfache Brettertüren. Die Einfahrt wird heute durch ein einfaches, mit Langbändern angeschlagenes Brettertor verschlossen, das als Scharnier in Holzzapfen läuft. (SCHILLI 1964)

4.9 Die Feuerstätten

Im Hotzenwald kommt die Kunst, „Chauscht“ oder „Chouscht“, wie sie hierzulande genannt wird, zu besonderen Ehren, obwohl sie aller Wahrscheinlichkeit nach als Standard bestand. Schon ihre stattlichen Abmessungen, die ein bequemes Liegen gestatten, und die mehrfach übereinander gestaffelten mit Steinplatten überdeckten Bänke rücken sie in den Mittelpunkt des Hotzenhauses. Die übereinander getrepten Bänke sind mit einem mächtigen Kachelofen zusammengekoppelt. Nach dem Volksmund sollen sie in der Schweiz gefertigt worden sein, und als nähere Ortsbezeichnung wird Kaisten genannt. Über die Herkunft des Wortes „Kunst“ bzw. „Chauscht“ als Dialektbezeichnung gibt es eine Version, wonach sich die Bezeichnung „Chauscht“ vom römischen hypocaustum ableitet. Diese Art der Warmluftheizung kann durchaus Vorbild gewesen sein, allerdings in einer sehr vereinfachten, rustikalen Art. Als Fußbodenheizung wie bei den Römern diente sie nie, bei großzügiger Auslegung als Wandbeheizung schon, was sie ja bei den Römern zusätzlich war (siehe die römische Villa in Kaiseraugst). Unterhalb der zweiten Bank befindet sich das „Chouschtloch“ oder „Ofeloch“, eine Nische zum Warmhalten der Speisen. Diese Nische wird mit einem metallenen Türchen verschlossen. Um die Kunst läuft oben das „Ofestängli“ zum Trocknen der Kleider. Der Kachelofen mit dem Backofen ist mit einem flachen Tonnengewölbe gekoppelt worden. Der Herd ist ein gusseiserner Aufsatz auf einem Steinsockel. Vor der Befuerungstür ist noch eine Art Ablage, ebenfalls aus Gusseisen, angeordnet. Diese Ablage diente auch dazu, ein Auflager für die langen Reiswellen zu haben, die man dann langsam dem Abbrand entsprechend in den Ofen schob. (SCHILLI 1964)

4.10 Die Ausstattung

Die Wohnstube ist dürftig, ja ärmlich ausgestattet. In einer Ecke gegen das Fenster steht der Tisch, an den Wänden läuft rundum eine Bank. Neben der Kunst stellt eine Öffnung, der „Kuchilade“, die Verbindung mit der Küche her. Ein paar buntfarbige Heiligenbilder und Fotografien von Familienmitgliedern an der Wand vervollständigen die Ausschmückung. Die Stube ist schlecht beleuchtet, da der vorgelegerte „Schild“ zu viel Licht wegnimmt. Der Raum zwischen Wohnraum und Schild wird auch oft als Arbeitsraum gebraucht. Wir finden deshalb dort nicht selten eine Hobelbank oder eine kleine Werkbank. Die Kammern werden als Schlafräume benutzt. Sie enthalten einfache Betten und Schränke. Letztere waren früher bunt bemalt. Die „Fürbühnikammer“ oder die „Fruchtkammer“ enthält Truhen mit Fächern zum Aufbewahren der verschiedenen Getreidesorten.

Die Küche ist schwarz und äußerst dunkel. Das einzige Fenster geht in den „Schild“. In der Küche herrschen ähnliche spartanische Verhältnisse: Ein Herd, ein Wasserbottich, ein Schweinekübel, ein Butterfass, ein Tisch mit Sitzgelegenheiten und Schublade, ein Küchenschrank machen die Standardausrüstung aus. (SCHILLI 1964)

Am 9. November 1981 erfolgte die Einweihung des fertiggestellten Klausenhofes (Abb. 11; Tafel 12/1 u. 2).



Abb. 11: Außenansicht des Klausenhofes (Südseite) nach der Fertigstellung 1980.

(Foto: Verf.)

Im November 1983 wurden Klausenhofmuseum, die Gemeinde Herrischried und Architekt H. RICHTER, Wehr, mit dem BDA-Preis „Auszeichnung guter Bauten“ ausgezeichnet.

5 Die Lindauer Säge, bereits 1595 urkundlich erwähnt

Anfang der 80er Jahre machte ich als Architekt des Klausenhofes Bürgermeister Schmidgall aus Herrischried auf das historische „Technikdokument“ der „Lindauer Säge“ im Schwarzenbächletal aufmerksam. Inzwischen hatte die gelungene Aktion um den Klausenhof und seine wachsende Zustimmung in der Bevölkerung die Meinung gedreht. Da Eile geboten war – um überhaupt noch etwas zu retten –, wurde die Säge nach intensiven Kaufverhandlungen mit dem Besitzer erworben. Im August 1983 gab der Gemeinderat ‘grünes Licht’ für den Abbau und Wiederaufbau der Lindauer Säge, damit bis zum Herbst 1983 bereits der Rohbau neben dem Klausenhof stehen könnte. Im November 1985 erfolgte der Probelauf der Säge. Die Bauzeit dauerte zwei Jahre, weil das Bauwerk an sich zwar einfach war, die Turbine aber und die eigentliche Säge technische Teile waren, für die erst einmal die geeigneten Leute gefunden werden mussten. So restaurierte u.a. ein inzwischen verstorbener Mitarbeiter der Firma Ciba AG in Wehr die vom Rost schon angefressene Turbine mit dem Kunstharz Araldit. Diese Turbine wurde vor ca. 80 Jahren von Serafin Gehri aus Todtmoos-Schwarzenbach entwickelt. Gehri ist einer jener Tüftler gewesen, die der Schwarzwald häufig hervorgebracht hat. Er hatte sich das Flusskraftwerk in Rheinfeldern genau angeschaut und sich in den Kopf gesetzt, die dort gemachten Erkenntnisse in den kleineren Maßstab seiner Heimat und ihrer Was-

serläufe zu übertragen. Als Gehri für seine Turbinen gusseiserne Teile brauchte, ging er zur Gießerei Krückels in Zell. Da es sich um keine Großserie handelte, sagte man ihm zu, die Teile unter der Bedingung zu gießen, dass er die Gussmodelle selbst fertigen würde. Gehri tat dies, und fortan entstanden Nullserien von Turbinen. Nullserien deshalb, weil jede Turbine eine Einzelanfertigung war, entworfen für die individuellen Bedürfnisse und Wassermengen des jeweiligen Kunden. Mal gab es wenig Wasser, aber viel Gefälle, dann viel Wasser und wenig Gefälle. Gehri schuf so eine Vielzahl von individuell gefertigten Anlagen. Eine solche ist auch die Lindauer Säge.

Literatur

SCHILLI, H. (1982): Das Schwarzwaldhaus. – 4. Aufl., S.144 ff., W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Mitteilungen des Badischen Landesvereins für Naturkunde und Naturschutz e.V. Freiburg i. Br.](#)

Jahr/Year: 2002

Band/Volume: [NF_18_1](#)

Autor(en)/Author(s): Richter Hermfried

Artikel/Article: [Das Hotzenhaus - die Wiederentdeckung des Klausenhofes in Herrischried 239-254](#)